



# Die Salzstädereien in der Mark

im 16. und 17. Jahrhundert

Die großen Salzlagschäften rund um den Harz liefern heute nicht nur fast den gesamten Speiselsalzbedarf für Deutschland, sondern auch die Riesemengen an Dingerläufen, die die Landwirtschaft verbraucht. In Erfurt wurden die Lagerschäfte bei dem Versuch angeschnitten, durch einen Tiefbrunnen das Salz aus dem Ausland zu gewinnen. Dadurch, daß hier die Salzhöfe bis dicht unter die Erdoberfläche reichten, wurde zuerst die Möglichkeit gegeben, die Salzgewinnung bergmännisch zu betreiben. Die Salzgewinnungen waren allerdings, wenn auch nicht ihr Umfang nach, schon seit langem bekannt. Die Salzöder Dürrenberg, um Köln, Bad Sobernheim und ihren Nachbarorten und Salzhöfen ebenso auf eine tausendjährige Tradition zurück.

Im Gebiete der Mark Brandenburg hat es nie ein Solbad gegeben. Der gesamte Salzverbrauch mußte durch Einfuhr, zumeist aus den sächsischen Städtereien, gedeckt werden. Das erbrachte wohl an Gold und Alaria gute Eintilfungen für die kurfürstliche Staatskasse, aber das erste Ziel blieb für die Landesherren doch, die Salzwertsorgung durch eigene Städtereien sicherstellen zu lassen. Die rücksichtigen Eintilfungen der „Salzberwerke“ sparten den Eifer, jede salzhaltige Quelle auf ihre Erträglichkeit zu prüfen, immer von neuem an, und oft wandten, immer nur in Brandenburg – die Kurfürsten schreiten mit auf, häufiglich doch die Besitzungen seit ihrer Besitznahme einzufangen zu müssen.

Um die plärrigen Bodenforderungen durch Tiefbohrungen hat uns Aufschluß darüber gebracht, daß in wenigen Tiefen neben der Steinholz auch Salzvorkommen in der Mark, vor allem in der Niederlausitz festgestellt sind. Bis die in die jüngste Zeit erfolgten Verleihungen an fiskalischen Bergwerksleitungen dürfen wohl als ein Zeichen dafür gewertet werden, daß man auch diesen Schätzen eines Tages mit Kellhase und Bohrmaschine zu Leibe gehen will. Da die Niederlausitz endgültig erst seit 1815 zu Brandenburg gehört, können wir auch hier nicht die Versuche verfolgen, die die Kurfürsten unternahmen und vorbereiteten, um eigene Salzabfuhr einzufangen zu können. Von den Salzabfuhrtechniken des Kurmark, der Ueckermärk und der Neumärk blieb nichts von den zumeist recht kostspieligen Versuchen verloren. Die technischen Möglichkeiten waren für die Gewinnung der sächsischen Salzen so ungünstig wie nur möglich. Es gab keine eisernen Rohre, es gab keine sog. „Lüftung“, das sind Schadringe, mit denen man das Eindringen falscher „Wasserwassers“ in den Brunnens hielten könnten, und höchstens mußten die Pumpen, wo nicht zufällig eine Wasserkraft zur Verfügung stand, mit

Blasbögeln angesteuert werden, die nur geringe Mengen fördern konnten. Die Versuche erschienen uns heute mit diesen unzureichenden Mitteln als ein aussichtloses Unternehmen und doch schafften die vielen tausen Dusaten und blaukronen Taler, die für das Salz aus dem Ausland gingen, an denen mehrere Schweizertruppen hingen, als die Lüneburger Salzgesellen samt ihren Arbeitern je vergolten haben, zu immer neuen Proben an.

Der größte Versuch, aus märkischen Solequellen Kochsalz zu gewinnen, war wohl derjenige, der die Wette des 16. Jahrhunderts vom Kurfürsten Joachim II. bei Brieselang unternommen wurde. Die Proben hatten ein verblüffend günstiges Ergebnis ergeben, das Wettbewerb war nicht nur im Geleit, sondern auch in der Qualität, auch die Siedewerfthe, die auf Unterordnung des Kurfürsten unterzogen waren, ließen Hoffnungen wohl bestreitig eröffnen. Um den Betrieb saugähnlich einzurichten, ließ der Kurfürst einen Salzmüller aus den Niederlanden holen, dem der Bau und der Betrieb der Salzstädereien übertragen wurde.

Die Sole wurde in den mittelalterlichen Städtereien zunächst über primitive Gradiertreppen geleitet, die zumeist aus aufgeschichteten Stroh oder Reisigbündeln bestanden. Durch die Verdunstung wurde bei der langen Berriegefistung die Sole „gewetzigt“, dann fuhr sie in die „Solegrube“, um dort weiter zu kochen, bis sie ausgetrocknet werden konnte, um dann über mächtigen Fesseln von Eisern, oder Buchenstechen das letzte Wasser verloren wurde. Die leichte Feuchtigkeit wurde dem Salz in den „Darslücken“ entzogen, die es verbandsfertig verließ. Bei einer nur geringwertigen Sole standen nun allerdings die Feuerungsstoffe in feinem Verhältnis zu der Menge des gewonnenen Salzes. Oft konnten die „Salzherren“ nicht die ihnen auferlegte Alaria entrichten und mußten Sole und Siebe im Stich lassen, um anderwohl ihr Glück zu suchen. Einzelheit Jahren war die Sieberei in Beelitz mit gutem Erfolg betrieben worden, als sich 1580 der Kurfürst zu einem weiteren Versuch entschloß. Sein Plan war, von Beelitz das ganze Salzamt hinüber zu versetzen, was in den letzten Jahren die Gedung des Salzbauhofs der weiteren Umgebung fast ausschließlich durch die Westerwälder Städtereien erfolgt. Über die landesherzlichen Hoffnungen erfüllte sich nicht. Nach zwanzig Jahren wurde unter vergleichenden Salzmüllern immer neue Mittel bereitge stellt, bis man schließlich in der Verpachtung an eine Privatgesellschaft den einzigen Weg sah, den Staatsrädet von den dauernden Aufwendungen zu befreien.

Das große Schifffahrtshafen wahrscheinlich auch die Salzquellen bei Biesenbrod in der Ueckermärk gehabt, wenn nicht die Ritter

hier einen kürzeren Prozeß gemacht hätten. Diese waren nämlich wegen ihrer Waldbesitzende in Sorge. Die Salzstädter hatten das Privileg, das Holz für ihre Siebe in den nächstgelegenen Waldungen abholen zu dürfen; ein ähnliches Recht hatten ja auch die Glasbrenner für sich. Als nun Johann Georg gekommen war und im Betriebe des Hütten- und Eisenhüttenwerkes am Rande des Rittergutes des Salzmüllers Borsdorf standen, die Ritter, turgherend beworben, hätten die Ritter, turgherend beworben, die die Salzbrunnen aufschlossen. Wenn sie auch ihren Zweck nicht voll erreichten, unter Kurfürst Georg Wilhelm wurden die Quellen nochmals vorübergehend genutzt – so hat doch die Salzstäderei nie mehr viel von dem Holzreichtum ihrer Umgebung verschafft.

Weitere Versuche, schwache Solequellen für die Kochsalzgewinnung nutzbar zu machen, wurden bei Landsberg (Warthe) in den „Satzgründen“ und bei Brieselang bei Kreise Landsberg unternommen. Auch bei Nauen und in der Nähe von Brandenburgburg sind kurz Zeit Salzstädereien in Betrieb gewesen. Die bisher genannten Siebedreiein verarbeiteten Sole, die im Ort und Stelle in Brandenburgsmittelkörnern gewonnen wurde. Weitere bestanden in Frankfurt (Oder), Landsberg (Warthe), Cottbus, Großens und Guben noch Salzstädereien, in denen See Salz „umgesetzt“, d. h. zu See Salz raffiniert wurde. Das See Salz kam über Stettin überausfahrt. Das Westen der Mark wurde vorzugsweise mit Lüneburger Salz versorgt, hatte doch der Landesherz der Lüneburger Salzherren besondere Verträge abgeschlossen, durch die auch das umgesetzte See Salz allmählich verdrängt wurde. Die Salzmengen, die über Elbe, Havel und Spree für Frankfurt (Oder) und weiter nach Silesien verbracht wurden, mußten, weil der Betriebsaufwand kannt noch nicht gebaut war, die zur Seite liegen, auf dem gehobenen Preis befestigt werden. Hierdurch (siehe Gebrauch) wurden die Lüneburger Salzplätze entladen und die Loren mit Rohwaren bis Frankfurt gebracht. Dort wurden die Salzfässer wieder dem Wasserwege übergeben.

In diesen war im 17. Jahrhundert der Hauptumschlagplatz für Salz nach Polen. Der Handelskrieg Dreißigjähriger Krieg hat gerade durch sein Salzverträge seinen enormen Reichtum erworben, dessen Zeugnis heute noch das Schlösschen am Festungsplatz darstellt. Als die Salzstäderei in Driesen aufhörte, kaufte sich ein Teil der dort befindlichen jetzt gemeinsamen Leute Kolonienstellen im Regenbruck, und so entstand auch das Dorf Salzstädereien an der großen Heerstraße durch die Neumärk nach Preußen.

# Die Preußische Stadt

Von Dr. Kurt Hinze

Da wurde einmal eine Stadt gebaut, mit  
ten zwischen Wäldern und Wäldern und  
Sämpfen. Diese Stadt war schön, strahlende  
Päuler an den Straßen, holz Brücken über  
den Stromen, und die goldene Kugel der  
Kirche stand wie ein glänzender Stern hoch im  
Himmel. Aber die neue Stadt hatte einen schlim-  
men Fehler, einen Fehler, mit dem sie auf  
einmal keinen Namen. Denn Mann, der  
das Prachtwerk hatte bauen lassen, wollte nicht  
seinen Willen sein Name einfassen. Schön Taxis  
und Räume lang hatte er seinen Platz geräumt  
und seine Kirche zerstört, aber einen Namen  
fand er nicht. Nach der dreizehnjährigen Durchwach-  
ten Nacht stand er plötzlich vom Stuhle auf und  
sagte: „Es ist genug! Das Erste was mir  
jetzt in den Weg läuft, soll meiner Stadt den  
Namen geben!“ Er flog von seinem Schlosse  
herab und ging durch die morgendlichen Straßen.  
Da horchte er auf: Vor ihm unter einem  
Torbogen regte sich etwas Lebendiges. Er  
stand still und lauschte. Zweie in der Morgen-  
sonne, und eins war ein Soldat. Ein Soldat,  
der vor dem Gang auf seinen Posten schnell  
zu seinem Mädel herangetrungen war und  
sich nun im Torbogen von ihm verabschiedete.  
Der laufende hörte die fröhliche übermüdige  
Stimme des Soldaten: „Küste, Küste!“ Und  
sah, wie sich dessen Kopf zu dem Hellen und  
Goldnen hinbewegte. Bob Blitz, was ist das für  
eine Art! Schön wollte er dazwischenfahren,  
da aber schlug er an seiner Schadel und sagte:  
„Du Narr, was meinte doch der Dürcher?  
Küste Küste . . . ?“

Auf diese Art und Weise fand Hans von  
Küstrin den Namen von Küstrin.

\*

Diese Geschichte ist natürlich garnicht wahr.  
Die blühende Romantik ostdeutscher Menschen  
hat sie erfunden. Sie denkt auch kaum einer  
im weiteren Bereich unseres Vaterlandes, wenn  
er den Namen Küstrin hört. Küstrin hat einen  
anderen Klang. Küstrin steht auf einem anderen  
Grunde, keinem so heiteren und hellen Hinter-  
grunde. Man sieht beim Nennen des Namens  
Küstrin die drohende Dunkelheit einer Festung,  
steht im Geiste Befestigungen, die stell über stell  
Waffen tragen, die sich auf Räumen, in denen  
noch alte Geschütze liegen. Geschütze werden  
lebendig. Ein Brandenburgsgesicht, der Langen-  
trakt auf schwärztem Roh zeigt die Öffnungs-  
nächte und durchsichtigt sie, so es ganz Deut-  
schen auch wohl ergeht. Da ist hinter Gü-  
terstufen das bleiche Antlitz eines Königs-  
lobnes. Hier saß Kronprinz Friedrich gefangen,  
hier brach er zusammen, als vor dem Ge-  
fängnisstester das Haupt seines Freundeis  
Rotte in den Sand rollte. Mit dem Namen  
Küstrin verbinden sich in deutschem Geiste  
keine lebhaften Vorstellungen, wie man sie  
sonst von märkischen Kleinstädten hat. Küstrin  
klingt künstlich, drohend. Der Name Küstrin ist  
die Übersetzung einer Ballade, in denen Boll-  
werke ragen, Waffen klirren und Beulenfanten  
auftauchen. Kommt man nun näher, betrachtet  
man Auge in Auge den Ort und verkennt man  
tiefer in seine Eigenheiten, so findet man seine  
Vorstellungen keineswegs übertrieben, so sind  
sie romanischen Dramenreien.

Man sieht nun mit der Bahn über die Brücken fahren, verstreift man etwas von den dunklen Gräberwällen  
der Ostwand Oder und Warthe, selber kann  
reden weiter, und der Blick von ihnen in die  
ungeheure Ostwand und Preußenferne hin-  
einen befähigt ist. Ueberhaupt diese Landschaft!  
Hier verSPIELT man, wenn man vom Westen  
kommt, zum ersten Male den mystischen Hauch  
der endlosen Ebenen des Orients, in denen  
Herbst und Lieblichkeit in eins verschwin-  
nen, hier steht die Kleinheit des Idylls neben

der Größe des Grenzenlosen. Die Lust, in der  
sich der Atem von Rosen und Alzien mit dem  
strengen, meerahnenden Geruch des Wassers  
mischt, ist feucht und farbig. Man sieht sie wie  
einen bunten Schleier vor der Ferne hängen und Süße und Verführung  
um die harfe Größe wirken.

In dieser Landschaft der Wiesen, Wälder  
und Weiten hingebettet, liegt die Stadt. Es  
ist keine Stadt, die durch großartige moderne  
Straßenanlagen, durch Behörden, Bauten und  
Betriebswerke ihr Antlitz erhält. Ihr Ge-  
sicht ist verwittert. Die preußische Geschichte  
hat es geprägt. Die moderne Zeit hat die  
charaktervollen Stühnen ihrer Ausübung nicht  
stören können; sie waren zu tief. Die Alt-  
stadt von Küstrin ist das Antlitz Küstrins,  
und schloss und Bollwerke bestimmen es.

## Gott über den Feldern

Über die dunklen Fluren,  
Gott, vereitelt du.  
Sieb, noch schlummern die Saaten  
Tief in heiliger Ruhe.  
  
Und sie warten der Stunde,  
Da das Heute Riot  
Um die zitternden Furchen  
Blüten aus Sonne flieht.  
  
Und sie harren, bis segnend  
Deine Hand sich hebt,  
Doch um die Alterkrume weht  
Heimliches Wunder weht —  
  
Doch aus nebelnden Träumen  
Sieb der Tag erwacht  
Und ein Leuchten fischt  
Um die verfinsterte Nacht.

Franz Lüdtke.

Man hat schon prächtigere Schlösser ge-  
sehen. Man ist durch den Weltkrieg und durch  
das Böse um heutige Waffen an mächtigeren  
Anlagen gewöhnt, und doch bleibt der Ein-  
druck Küstrins mit großer Eindringlichkeit  
stehen. Man weiß im ersten Augenblitc nicht  
mehr. Erst bei einem Ueberprüfen des Ge-  
schautes glaubt man Glarbert zu haben. Hier  
aber man nicht Einmaliges, von der Welt Ber-  
ührt. Hier soll man preußische Weisenhaftig-  
keit in ihrer gewaltigen und überzüglichen  
Art verSPIELT. Der Tag von Potsdam steht  
doch altnutzt in alter Erinnerung. Potsdam,  
die preußische Stadt! Dort wurde symbolisch  
das neue Deutschland unter das Zeichen des  
Preußentums gestellt. Erste preußisch, wenn  
nicht noch preußischer jedoch ist Küstrin. Pots-  
dam ist Ausdruck der Pracht und des Glanzes  
des Preußentums, dargestellt in seinen Den-  
kmälern, in seinen Gräbern, Gärten und  
Schlössern. Küstrin aber ist Ausdruck der  
Große, die Wucht und die Unschärbarkeit des  
Preußentums, dargestellt in seinen Bauten,  
ihren Bollwerken, in den Befestigungsanlagen  
des Preußentums, darunter in den Gräber-  
wällen, unter königlichen Führern. Potsdam ver-  
körpergt den Prunk und die Prachtigkeit preu-  
ßischer Waffen, in Küstrin aber hat jene an-  
dere Seite des preußischen Prinzips, jene  
verborgne und harte, sene strenge, einstöckige und  
große Linie eindrucksvolle Befestigung ge-  
fundet. Potsdam zeigt, wie Preußen seine  
Schlachten feierte, was Preußen aus seinen  
Schlachten machte. Küstrin aber zeigt, wie  
Preußen diese Schlachten schlug, wie Preußen

diese Schlachten möglich waren. Potsdam ist  
Ziel, Küstrin ist Weg. Darum kann uns gerade  
Küstrin in unserer heutigen Zeit, in der wir  
auch auf dem Wege sind, zu einem glanzvollen  
Ziele zu kommen, manches sagen.

\*

Küstrin, am Zusammenfluß zweier mächtiger  
Ströme, zur Sellung von allem Anfang  
an vorherbestimmt, verhärtete Preußentum  
sohn in einer Zeit, als der Name Preußen  
noch nicht unter Land überspannte. Etwa  
Wehrhaftiges, Trügerisches war der Ort von An-  
fang der Geschichte an. Solange es Geschichte gibt,  
mußten die Bewohner dieses Ortes ihre  
Eigentümlichkeit einer Geläufigkeit unterordnen,  
stand das Eigentümliche des Ortes hinter den  
Wohl des Geläufigkeit zurück. Ursprünglich  
war es von Germanen bewohnt, dann Spät-  
blatt zwischen Polen und Pommern, dann Bes-  
itztum der großen Ritterorden. Groß in die  
Geschichte hinein sprang Küstrin unter der  
Herrschaft Hans' von Küstrin, eines Mannes,  
dessen Bedeutung weit über die engen Grenzen  
des Oderlandes hinausging. Er war einer der  
bedeutendsten Herrscher seines Zeitalters  
und schuf hier eine Staatsorganisation, die in  
wesentlichen Zügen spiegelte über das ganze  
Preußenland ausgedehnt wurde. Er entstieg  
durch Geduld und Fleiß der Geläufigkeit aller un-  
ter ihm. König Friedrich Wilhelm I. fügte zu  
ihnen hinzu. So ist Hans von Küstrin durch  
Friedrich Wilhelm I. in der preußischen Ge-  
schichte verehrt worden, und wenn heute der  
Nationalsozialismus Marinen beworben,  
mit denen Friedrich Wilhelm I. Preußen mächtig  
machte, so gehen unsere heutigen Räuber in  
letzen Grunde auf Hans von Küstrin zurück.

Die zweite strahlende Krone über Küstrin  
war Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst.  
Was Hans von Küstrin begann, führte der  
Große Kurfürst fort. Als die Welt noch nicht  
an siehende Deere dahe und ihre Schläden mit  
Söldnertruppen schlug, hat Hans von  
Küstrin hier einen kleinen deutschen Heer  
gehabt. Im Jahre 1826 wurde hier in Küstrin  
der Grundstein zu dem später so gewaltigen  
Sobaldenstein gelegt. Die Küstriner Truppe war  
der starke Hebel, mit welchem der große Kurfürst  
sein Lebenswerk begann. Der Küstriner Kommandant, der Neumärker Conrad von  
Burgsdorff, war ihm Blutsbruder und begleitete  
ihm mit seiner Kraft auf dem ersten Ab-  
schluss seines sieghaften Lebensweges. In  
Küstrin hatte der Große Kurfürst während der  
Wirren des Dreißigjährigen Krieges ein  
große Schub und Durchsetzung gefunden. Hier habe  
seine Bedeutung eine Feststellung in einer starken  
Truppe, für die Staatsmacht, für ein Land  
suchte. Auf Gedanken Hans' von Küstrin  
auf, baute er von Küstrin aus diese Staats-  
macht weiter aus. Die Zeitung selber wurde  
unter seiner Hand so trübig und mattig, daß  
sie heute kein Einmaliges von der Welt Ber-  
ührt. Hier soll man preußische Weisenhaftig-  
keit in ihrer gewaltigen und überzüglichen  
Art verSPIELT. Der Tag von Küstrin steht  
doch altnutzt in alter Erinnerung. Hier habe  
er die Schlacht von Bornsdorf schlagen können.  
Es ist nicht auszudenken, welches das Geschick  
Friedrichs gewesen wäre, wenn ihm das Boll-  
werk Küstrin keinen Rückhalt geboten hätte.  
Mit Gewalt war diese Festung nicht zu er-  
obern. Freiwillig wurde sie an den schwärmesten  
Tag Küstrin, an dem Novemberfest des  
Jahrs 1806 den Franzosen übergerichtet. Ein  
großer preußischer Heer schickte sich auf  
und besetzte Küstrin. Napoleon war  
ein Kriegsmann, der viel Gefügung in der  
Welt gehabt hatte. Uineinnehmbares Werk  
der Hollenpoltern und des Preußentums, so  
unineinnehbar, daß sich die Franzosen hier sie-  
ben lange Jahre festlich konnten und unter  
seinem Schutze selbst nicht widerhielten, als die mil-  
lernde nationale Freiheitswage durch Preu-  
ßen brachte und die Feinde aus dem Lande  
wurde. Blücher war schon lange über den  
Himmel hinweg oder der Korse auf den Kien,  
hinter den Mauern Küstrins hockten noch die  
Franzosen und verwüsteten dort dem elsernen

Ansflügeln preußischer Landwehrregimenter standen auf. Erst als der Hungerkrieg mit höhnen Augen durch die Straßen trost, als Krankheiten den Bürgerstand unterwöhnten und das Schloss Frankreichs die in Küstrin eingeschlossenen Franzosen zur Verzweiflung trieb, gaben sie die unbeherrschbare Trubburg des Preußentums auf.

\*  
Das Preußentum in Verwaltung und Finanzgeschäften ist durch Küstrin aus ins Land gedrungen. Das Preußentum eiserner Wehrhaftigkeit hat durch den Großen Kurfürsten von Küstrin aus seinen Ausgang genommen. Und höchstlich ist hier in Küstrin auch das Preußentum der Gewinnung geprägt worden: durch Friedrich den Großen. Hier saß er im Sogenannten, hier herzogt er seinen besten Freund Kattau verbluteten, hier zerstörte das frömmelnde Industrium Frey und Friederichs, die kein eigner König mehr kennt, sondern nur noch das Wohl der Gemeinschaft des Staates. In jenen Novemberberichten des Jahres 1780 wurde in Küstrin dem Preußischen Staate sein größter König geweiht. Aus Schmers und Seelenlust, aus Todesangst und inbrünstigen Gottesgebeten mußte in Küstrin in einer jungen Menschenseele, die in wenigen Tagen in Jahre reichte, etwas auf, was das eigene Leben und das Leben des Preußischen Staates für die Zukunft bestimmen sollte. Es ist als unsterbbares Erbe auf uns überkommen und schwert für heute und alle Zeiten unter uns und unserer Nation: Der heilige Begriff des Preußentums! Und dieser heißt: Das eigene, selbstliche Ich muß durchtreten, muss sich unterordnen, ja muß zerbrechen, um auch in unserer Zeit stehen.

\*\*\*\*

in Selbstausopferung der Idee der Nation hinzugeben!

Es ist seither viel Wasser der Oder und Warthe hinabgeflossen. Neben Aufbruch und Niedergang und Niedergang und Aufbruch steht aber noch heute, sichtbar in die Mauern Küstrins geschrrieben, das ewige Gesetz des Preußentums. Dieses Gesetz, das an keine Landshaft gebunden ist, sondern überzeugend unter ganzem Land überwölbt, steht mit großen Lettern aus über dem Wege, den heute das neue erfahrene Deutschland Adolf Hitlers geht. An der Bildung dieses aliumsumfassenden Begriffes Preußentum mitgeschafft zu haben, ist der Adel der Stadt Küstrin. Dieser Adel steht an seiner Stirn geschrieben, man möge die Stadt mit anderen Augen betrachten als die, mit denen man in allgemeinen die Städte im deutschen Vaterland betrachtet. Diese Städte leben haupsächlich ihrer selbst und ihrer kommunalen Entwicklung, während Küstrin, das mitiger ist selber, als der kleinste Gemeindeteil des Volkes und des Staates, Städte von bewohntem Egenleben haben in ihrer Chronikten, die Namen von großen Bürgermeistern, von Patriziern und Stadtherren. Küstrins Herren sind die Fürsten und Herrscher des Staates. Seine Geschlechte wird bestimmt von Namen wie Hons von Küstrin, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Friedrich der Große. Und neben den Herrscher stehen deren Soldaten: Hildebrand von Leibnitz, Conrad von Burgsdorff. Küstrin war stets weniger herrenreiche Stadt als Berlin, der Volks- und Staatsgemeinschaft, und als solche möge sie als leuchtendes Vorbild, muss sich unterordnen, ja muß zerbrechen,

Sie wird dabei immer schwerer und schwerer, dazu kommen allelei greuliche Gefalten, sprechen und töben, auch ein großer Heuerschein ist zu sehen, als ob die ganze Stadt brenne. Da hat sich noch jeder umgebracht und so ist die Erlösung noch keinem gelungen. Die weiße Frau von Köpenick wartet auch noch immer auf Erlösung. Sie war einst eine Prinzessin, die sich aus unglücklicher Liebe vor der Schloßbrücke stirzte und nun sieht man sie manchesmal auf der Plattform stehen und ihr weißer Schleier weht im Winde.

Eine weiße Frau, die zur Mittagstunde umgeht, gibt es in Biesenthal. Da kann man sie sehen, ganz in weiß gekleidet und mit einem goldenen Spinnrad in der Hand. Auch sie muss auf Kirche getragen werden, und ein beherzter Gärtnerbuckel hat es einmal versucht. Aber da ist ihm in der Kirchenvorstadt ein Wagen entgegengestellt, die blieben stehen mit schwärzlichen Pferden bestimmt, die bleichen Fenster aus Mund und Nase. Vor Schreden hat er angeschnitten, die Prinzessin aber ist mit einem Jammerlaut verschwunden.

Nicht weit von Joachimsthal liegt das Reichenbachgrund, da ist eine kleine Stelle, die ist immer mit Wasser gefüllt und soviel man auch schon verdrückt, sie zusammensinkt, es wird teilweise gelingen. Darin ist nämlich eine Jungfrau, die auf Erdgeschoss der nachst bei kleinen Dörfern braucht. Dam hat sie einen gewinnt, aber er blieb zuhause liegen und so ließ sie wieder in ihr Wasserloch zurückkehren. Noch lange hörte sie es weinen und flagen.

Die bekannteste der märkischen Sagen von einer weißen Frau ist die Sage von der Ercheinung im Berliner Schloß. Da soll sie jedesmal auftauchen, wenn ein Hohenstaeler sterben soll. Viele wollen sie dann gleich haben, wie sie sowiemal in langem weißen Gewande mit einem aufgerissenen Brustwundfleisch durch die Galerien wandelt. Sie eigentlich sei, wird verschieden erzählt. Eine einen meinen, es sei eine Gräfin Oranlinde, die im 14. Jahrhundert gelebt habe. Sie soll trübselig vermielt und habe nun auf der Pfauenburg gelebt und sich nach einem neuen Gatten umgedacht. Da wurde ihr einst berichtet, daß Albrecht der Schöne von Hohenstaufen gelagt habe, daß er sich gezwungen wolle, sie aber über Augen hinunter zu schauen. Die Gräfin habe sie nicht denken an ihre beiden kleinen Kinder, und so ließ sie die von einem Dienstmannen umbringen. Der Burggraf aber hatte seine Eltern gemeint und berührte sie nun doch nicht. Da ist sie zurückgekehrt, aber dennoch mußte sie nun immer weiter hinbekommen im Berliner Schloß umherirren. Andere wieder meinen, es sei eine hohenstaufische Prinzessin, die auf einen wüsten Gestellen verbannt gewesen sei. Den habe sie immer gewarnt, aber erst auf dem Totenbett habe er ihre Treue erkannt. Sie schläft aber wandert noch immer umher und sonstig sich um das Selenhell ihrer Nachkommen und Verwandten.

Auch noch in manch' anderen märkischen Sagen erscheinen weiße Frauen, ameistens auch mehrere, wie ja der Glaube an diese Ercheinungen überhaupt ziemlich weit verbreitet ist, und in manchen Gegenden überhaupt das Symbol für den Tod selber ist. Doch die weiße Frau in den märkischen Sagen so oft drausen in der freien Natur, in Heide und See aufzutandt, zeigt, wie sehr das märkische Volk mit seiner Heimat vertraut ist, die ihm überall von guten und bösen Geisterwesen und Kobolden belebt erscheint.

Jule Riem.

## Die weiße Frau in den Sagen der Mark

Eine der eigenartigsten Figuren der deutschen Sage ist die weiße Frau. Ueberall taucht sie auf, bald laufend, durch dunkle Schloßgänge wandernd, Tod verhindern, bald geheimnisvoll schwempend über Sumpf und Moor, bald als Hütlerin verunsicherter Schäfe. Immer wieder anders hat das Volk die Gestalt der weißen Frau ausgesponnen, immer neue Einzelheiten über dieses geisterhafte Wesen finden wir jedem Studium alter Sagen. Wie gut aber das Gedächtnis des Volkes ist, wie wenig man all diese Ueberlebensarten als bloße Hirngespinst abtun darf, zeigt der erstaunliche Sinn jener schönen blonden Moersleide im Gundelsbäumer. Auch dort erzählte das Volk von einer schwebenden weißen Frau, die nach dem Wandern die Arme ausstreckte, und nun hat man im Moor diese weiße Frau gefunden, die wunderschöne, blonde Nordlandsönigin Guntil, die als Opfer willigen Eifersucht im Moor ihren Tod fand. Die Erinnerung an sie ist aber in dem Volke lebendig gewesen bis auf den heutigen Tag.

Auch unsere Heimat, die Mark, kennt eine ganze Reihe von Sagen über die weiße Frau. Bei Beelitz liegt ein Hügel der Blaschken, den sollen die Höllen beim Ausgraben des Sees aufgeworfen haben, und auf dem steht man manchesmal eine weiße Frau. Sie geht hin und her auf dem Wege und winkt dem Wanderer, keiner aber hat bis auf diesen Tag gegawkt, ihr zu folgen. So muß sie noch immer unerlöst umherirren. Bei Beelitz liegt ein Berg, der der Rüuberberg genannt wird, auf dem es auch garnicht gehauen sein soll. Da geht eine weiße Frau rum mit einem großen goldenen Schlüsselbund. Einst landete ein Fischer dort am Ufer, der sah sie plötzlich vor sich. Sie sprach ganz freundlich zu ihm und sagte, daß ihm seine Frau eines Knaben geboren habe, den solle er herbringen, sie erholt sei. Der Fischer war ein frommer Mann, fuhr abholig nach Hause und fand alles wie ihm die weiße Frau gesagt. Schnell ging er zum Priester und erzählte dem Hall, und der riet ihm, die arme Seele getrost zu erlösen, nur solle er das Kind schnell vorher tauzen lassen. Als er dann

über zu der weißen Frau zurückkehrte, stand er weinend und klugend, denn das Kind durfte nicht getauft sein. So war sie noch immer auf den Erlöser.

Auch im Kloster Lehnin spukt eine weiße Frau. Man sieht sie da manchmal mit einem Mönch.

Sie hatte einst einen Lehnsnehmer Mönch geliebt und nun muß sie ihre Sünde durch lange Jahre bitterer Seele erobben an der Stätte auf der sie gefindigt.

Bei Lubbenau spukt eine weiße Frau, die einst nachts einem Mädchen erzählen und singen wollte, ihr folgten. Der Bruder aber in Sorge um seine Schwester, folgte den beiden nach. Sie kamen durch einen langen Gang in die Halle, da lagen zwei Schwertier auf dem Tische. Damit sollte das Mädchen die Frau erschlagen. Schon hob es das Schwert, da rief sie der Bruder zurück. Die Frau aber weßtägste und sang dem Mädchen, es solle eine Einde pflanzen, dann bereit erste Reife nehmen und daraus eine Wiege machen. Das erste Kind, das in der Wiege würde, würde mit dem Schwerte zu Tode kommen. Dann sei er los.

Bei den Dörfern Henckendorf und Speeren weideten einst Hirsche ihre Herden. Plötzlich stand eine weiße Frau vor ihnen und flehte sie an, mit in den Berg zu kommen und sie zu erlösen. Sie könnten sich auch Gold und Silber mitnehmen, soviel sie nur wollten. Die Hirsche weigerten sich, sie flitzeten die bösen Mädche; und ob auch die Frau weinte und weßtägste und sagte, daß sie nur hunderter Jahre auf Erlösung warten müsse, sie blieben hart. Unterdessen ging die Stunde der Erlösung vorüber und die Frau verlor im Berge. Noch lange hörten die Hirschen sie weinen und klagen.

Auch im Teufelsfelde wohnt eine weiße Frau, die hatte hier einst ein Schloß, wurde aber verbannt und saß mit allem in die Wiese. Wie viele Menschen sie gehoben wenn sie als altes Mütterchen am Ufer saß, aber auch dann, wenn sie als eine schöne Jungfrau in den Abendstunden ihre Haare kämmt. Schön mancher hat versucht sie zu erlösen, dazu muß man sie dreimal um die Kirche von Köpenick tragen.

Tief im Wartbergrug, nimmten der ersten Wiesen am Sommergraben, da finden wir sie. Selden nur verzirkt sich ein Mensch hierher. Die Bauern haben um diese Zeit, wenn die Wiese blüht, noch nichts dort zu suchen und ein anderer findet sie gar nicht. Sie ist

so unscheinbar aus, genau wie alle anderen grünen Wiesen ringsumher. Und doch ist's etwas eigenes um diese Wiese. „Mösterwie“ nennt der Volksmund sie. Ein kleiner Hügel in ihrer Mitte und ringsumher haben viele Schneeglöckchen ihre schneeweißen Kopfsäume hoch. Hier ein Büschel, dort eins, weiter noch ein ganzer Haufen. Begleitet pflicht sich der junge Jäger, der sie entdeckt, ein Straußchen weißer Glöckchen. Und staunend denkt er, wie kommen diese kleinen Frühlingskinder wohl hier auf diese rauhe Wiese, weit ab von menschlichen Wohnungen? Wie er nun langsam fortgeht, ob dieses Wundersinnend, da fällt ihm ein, daß er den Namen „Mösterwie“ schon gehört hat. Ein Kloster soll es sein. Ein Kloster sieht er im Gras herum, und selbst am Ende des Tales als kleine mit wachen Augen die Mauern er sieht, blütende Gebüsche mit blühendem Haar, mit Augen so blau und so rein und so klar, die lächeln ihn an mit erstauntem Blick! Der Jäger, was führt du unter solches Glück? Da wird's dem Mann ganz eigen zu Mut. Entschuldigung bittend greift er zum Hut. Sei, wie er den Hut nur vom Kopfe gelöst, da ist der schöne Spur schon verloren. Er kann sich wenden und kann sich drehen, und kann doch nichts als Schneeglöckchen sehen. Sein Straußchen nimmt er sich mit nach Haus, doch sieht die Gießelsteine, die lacht ihn erbäusig aus. Sie soll nur selber mal Sonntags hingehen und soll sich die „Schneeglöckchenwiese“ anschauen!

EL VOLG.

## Zur Geschichte des Ortes Nendorf

Im Belehnungsschluß findet sich folgende interessante Beschreibung des Dorfes Nendorf im Kreise Lüttichburg aus der Zeit um 1710. Sie lautet:

**Nendorf.** Ist ein Mittendorf ge-  
nannt. Mittendorf wurde 1583 von den  
Gebrüthern Caspar und Sebastian von Wal-  
dorf, Gebrüthern auf Gleisen, angefangen zu  
erbauen und die Kirche 1594. In Rauden  
ist die Kirche gebaut anno 1597. Anno  
1595 ist der erste Pfarrer berufen worden.  
Weile Dörfer sind nicht gar alt. Geistliche  
waren:

1. Petrus Möldiger 1595.
  2. Georg Richter 1633.
  3. Johannes Sibmer, von hier nach Her-  
zogswalde verzogen.
  4. Johannes Sylvanus 1657.
  5. Jacobus Buden, von 1678 bis 1682,  
ging nach Lindau.
  6. Samuel Knopf, 1683 bis 1691, sog  
nach Bons.
  7. Johann Sigismund Musculus von  
Wilsdorf aus Wilsen. Er starb 1713.
  8. Johann Friedrich Eger, seit 1714.
- Nendorf ist ein der genannten Wörtern, Weile Dörfer (Nendorf und Rauden) liegen mit einer großen Seite umgeschlossen, darin ein schönes Wild, aber auch viele Pilze, item viele schwarze und rote Erdbeeren anzutreffen. Daber das Sprichwort entstanden: „Wer sich will in Nendorf und Rauden ernähren, der muß ganz wenig vergehen und nichts essen, als Pilze und Heidel-  
beeren.“

Vor dieser Zeit (also vor 1700) hat auch der Kästner des Sonntags die Leute mit dem Maule zur Kirche rufen müssen: „Holla! Holla! Kommt zur Kirchen!“ Bis 1697 die Herren Gebrüther von Waldorf einen Turm bauen lassen und eine Glöde angehängt. Der Prediger Jonas Sylbahn hat selber geystig, das Korn in die Kirche gelegt und in der Pfarrstube ausgebrochen, wie denn am Palfen zu erkennen, wo er mit dem Kiegel angelotet. Daber denn in der alten Matritel dieses Latein steht: „Mittenwaldau est misera miserima cumacto“. (Mittenwalde ist der elendste von den elenden Dörfern, mit beißendem Spott gesagt.)

P. Wolf.

# Des Jägers Frühling

Von W. Weckwerth

Wenn nach longer Winternacht  
Neues Leben überall erwacht,  
Im Wiesengraben laicht der Gescht,  
Im hohen Walde loft der Specht,  
Der Ruf des Kransatz dringt vom Moor,  
Im Rüßbaum singt der Stare Chor,  
Fröhlingskönnchen weht durch's Gemüth,  
Jäger merkt auf, die Schneepfe zieht!

Sermürbender Regen und Kinder Föhnen  
segeln über die Eisdecke der Waldseen. Euerst  
bilden sich flache Wallerlachen, dann färbt sich  
das Eis unmerklich schwarz, und eines Morgens  
dringt Rauchen an das Ohr des naiven  
Wanderers.

Die Narre Eisdeide ist über Nacht gebrochen!  
Doch Angst schaut wieder weite Waller-  
lachen. Sonnenstrahl hinnest und regnet, begreift  
die ganze Zeit sieben und sehe mit Freude  
diesen Schneeschuh zu. Belle um Belle im Ver-  
ein mit kleinen Schollen nagen und reiben an  
dem noch siebenden aber schon morischen Eis.  
Da im Schäßboden beschädigte ich den Fort-  
sitz dieses Werkes, und in verzweigter Stim-  
mung gehe ich weiter. Nun muß es Frühling  
werden! Die Gedanken werden lebhafter, die  
Nost des Wiles hat ihr Ende!

Täglich entdeckt mich das Auge neue An-  
zeichen des herannahenden Frühlings, das Auf-  
brechen der Hasel-, Erlen- und Weidenblätter,  
die Entfaltung der herzlichen blauen Sterne  
der Lebendblätter.

Die Lerchen am Himmel, von denen  
Schillings so lädt sagte; jene kleinen Punkte  
am Horizont, die läufig zweimal Wellen  
durchwandern, singen ihr Einzugslied. Höhl-  
läufern gurren und eine Badstelle liegt sich  
in wippendem Gang auf dem Rücken des Hauses.

Da bricht der bereits einige Zeit im Innern  
entragene Gedanke durch: jetzt könnte  
auch der Schatten des Abends, unsere Wölfe  
schneiden da sein. Sie ist der Frühlingsbotte des  
Jägers, sie bringt ihm den Delfzweig.

Diese an sich kleinen Beobachtungen haben  
plötzlich wichtiges Interesse und ziehen den  
Jäger hinaus.

Und jener Kreuzgängen im „Ahlenbruck“  
wirkt bei mir wie ein immer stärker werden-  
der Magen, bis seine Kraft so groß wird, daß  
ich einfach dorthin muß. Wenn Weg führt an  
der Grauswabe vorbei, der an der grauen  
Grasnarbe liegt, ein kleiner grüner  
Schirm, die schwämmchenartigen  
Sohlen des Buches. Draußen stehen  
beraus Rehe, hier ein Sprung von drei und  
drei ganz hinten noch zwei einzeln. Wird der  
alte Vogel den Winkel gut überstanden haben?  
Unter diesen Rehen ist er nicht. Vorstichtig  
näher ich vorüber, die alte Reihe wirkt nur  
einsam auf mich, dann kann sie weiter. Lest in  
Freuden! Ich biege ab, Baumbaumgeklapp und  
Graslämpchen verbergen mich, wenige Schritte  
noch und das Bruch nimmt seinen Anfang.

Die alten gefündeten Disteln, das früher  
so lange Gras, auf denen im letzten Sommer  
sieh Hunderte der statlichen Kaiserstädtel mig-  
erten und Tausende weithin kehlende Gold-  
rotstutzen ihr Sonnenblumen austosteten, sind  
fahl und liegen vom Schnee herabgedrückt, tot  
an der Erde.

Zweimal überspringe ich Gräben, dann  
bin ich am „Stand“. Alte Erinnerungen wer-  
den wach. Was ist das Leben ohne sie? So  
manchen Schneeprengeln haben diese alten  
Erinnerungsstücke gegeben. An jener Stelle stöß  
ich eine „Eule“, noch deutlich finde die Ein-  
drücke im Geiste geblieben. Ich sehe das Feder-  
wölkchen, vom Abendwind getragen, langsam  
an Erde schweben, während dessen mit lauten  
die Schneepfe in den Gräben sind und dort die  
Flocken aufsetzen. —

Dann hier jene Geflügelte, die mein Hund  
erst am nächsten Morgen fand und dort die  
Flocken aufsetzen. — Wie fast immer, ist  
es auch heute zum Auge noch viel zu früh.  
Über gerade diese kostbaren Minuten, halb Erwartung,  
halb verunken in stiller Entzerr,  
wegen den geheimnisvollen Zauber jener Lin-

den Frühlingsabende, der den Jäger bis zum  
letzten Wald im Bann hält.

Ein schönes Flechten Erde habe ich mich  
ausgeschuf, kein Wunder, daß ich es so lieb ge-  
wonnen habe. Vor mir ein lüstiges Erlena-  
bruch, hinter dem Rücken eine dicke Fichten-  
wäldung, eine bevorzugte Raststätte der Wald-  
schneeweiß.

Langsam senkt sich der Abend herab. Ein  
sehr Dunkelschleier schwächt über dem Bruch.  
Rotschalen singt sein Abendlied, auf dem Sonnen-  
bruch riefen rebhende Stotterpel. — Der laute  
Song der Schwarzbroschl wird abgerissen.  
Zuerst verschwieg jene am Birkenwindbruch.  
Auch die andre schwingt sich in ihrem Schla-  
baum ein, ein kurzes Pix, pix, pix, und dann  
sie still.

Ober funkelt der Abendstern.

Da ein schwacher Laut! — Am nächsten  
Augenblick höre ich sie deutlich. „Piep, piep“  
In fördernden Flügelschlag gleitet sie längs  
des nächsten Grabens, das luft vorhin über-  
sprungen habe. Noch ein ersterzendes „Piep“  
und weg in sie. — Langere Zeit verweile ich  
am Stande. Ein Waldanzug röhrt, Enten, die  
aus dem nahen Binn ziehen, singeln vorüber und  
aus der Ferne rufen die Kanäle. Beschwichtigt  
der Tod, sie sind verschwunden.

Der Tod, schweigt, und sieht mich am Platz.  
Wie Altmutterland lautet Ihr und Augen in  
der Stimme des Menschenwurms. Die Lust weh-  
t heute nicht. Nur geht die Sonne unter,  
Sonne steht ich, vergessend war mend Schön will  
mir geben, da höre ich rechts von mir einen  
mobhäsantzen Laut. „Bur“ das war das  
eigentümliche Fluggeräusch einer austreibenden  
Schneepfe. Neukerfie angelausert luden die  
Augen in der starken Dämmerung den Vogel.  
„Piep — piep — was — was“ freidet er in  
mähiger Höhe vorüber. Ein Schuß durchbricht  
den stillen Abend und ein Schatten hüpft in  
fahles Gras.

Ein leises Mitgeflücht beschönigt meine Seele,  
als ich einige Augenblitze später den schönen  
Vogel in den Händen habe. Doch trübt  
kommt die Erkenntnis, daß laut streichende  
Waldschneepfen nur Männchen sind, und so er-  
scheint das Waldwerk im milderen Röthe.

\*\*\*

## Willibald Alexis! — Theodor Fontane!

Von Müller-Rüdersdorf

Brandenburgisch Schaffen:  
Gütinghof und mit Waffen,  
Brandenburgischer Tatzen,  
Brandenburgische Streitzen,  
Schildfahnenwörter Beeten,  
Brandenburgs Geschichte,  
Wunder und Geschicht,  
Brandenburger Leben,  
Brandenburger Freuden,  
Brandenburger Lande  
In das Jahres Gewände,  
Brandenburgischer Kuren  
Wechselfreiche Spuren — —  
Habt Ihr mir Gedichten  
Kraftvoll und Geschicht  
Volles Heimatleben  
Uns ins Herz geschrieben! — —

Gien' drum Eure Namen  
Kurmarks Heimatshafte;  
Willibald Alexis! —  
Theodor Fontane!

Inhalt: Das Salzschererei in der Mark im 16. und  
17. Jahrhundert. — Altkirn — die preußische Stadt.  
Von Dr. Kurt Hinsz. — Gott war den Menschen so lieb  
gewesen, daß er sie weinen ließ. In den beiden  
Gedichten: Von Frau. Von Theodor Fontane.  
P. Wolf. — Zur Geschichte des Ortes Nendorf. Von W. Weckwerth.  
Willibald Alexis — Theodor Fontane. Von Müller-  
Rüdersdorf.

Schriftleitung: P. Dahms.